

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 102 (1976)

Heft: 7

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

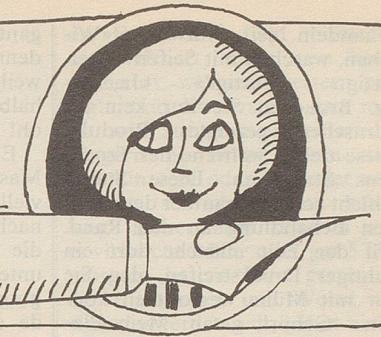
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Pulcinella

Ich habe mich schon oft gefragt, warum eigentlich in Sinfoniekonzerten so selten gelacht wird. Versteht sich, ein allgemeines lautes Gelächter könnte ja die Musik übertönen, das darf nicht sein. Aber im Theater lacht man doch auch; Schauspieler, Regisseur und Autor sehen es ausgesprochen gern, wenn das Publikum mitgeht und durch sein Lachen beweist, dass es die Absichten des Stücks verstanden hat. Nicht so im Konzert. Hier sitzt man beinahe feierlich auf seinem Sessel und späht gespannt zum Dirigenten oder Solisten hin; manche schliessen die Augen, wenn das Adagio erklingt, was ihnen jenen Ausdruck inniger Versunkenheit verleiht, der den echten Musikliebhaber auszeichnet; wieder andere starren angestrengt zur Decke empor, als ob die Töne von dort herabrieselten und sie das verborgene Loch in der Stukkatur aufsichtig machen müssten.

Auch ich sitze nach langer Zeit wieder einmal im Saal. Das Publikum hat sich kaum verändert; einige Personen glaubt man wieder zu erkennen wie stehende Figuren aus einer Stegreifkomödie: den hageren jungen Lehrer vom Land, der fürs Leben gern Musik studieren möchte und der eben seinen Stehplatz bezogen hat; den alten Magistraten, der aus Pflichttreue seine musikalisch hochkultivierte Gattin ins Konzert begleitet; den Dicken im resedagrünen Hemd aus der ersten Balkonreihe, der seiner bepelzten Gemahlin eifrig aus dem Programmheft vorliest, während sie durch das Opernglas nach ihren Bekannten im Saal Ausschau hält.

Auf dem Programm steht: Pulcinella. Wie der Maestro mit dem Silberhaar seinen Taktstock hebt und das Orchester einsetzt, weiß man gleich, dass dieser Pulcinella eine lustige Person ist. Man glaubt ihn zu sehen, diesen neapolitanischen Clown, wie er mit seinem buckligen Körper, seinem spitzen Hut und der schwarzen Halbmaske auf das Podium tauamt und dort zwischen den Musikern allerlei Kapriolen vollführt. Jetzt will er sogar eine

kleine Serenade geben und zupft den silberhaarigen Maestro an den Frackschössen, er möchte ihm dabei helfen. Dieser versteht den Spass sogleich und gibt lächelnd seine Einsätze. Die Musiker folgen ernsthaft seinen Winken, nur ein junger Mann, der die Viola streicht, schaut belustigt dem Treiben zu. Pulcinella aber wird immer übermütiger. Er beginnt die Tarantella zu tanzen, Bläser und Streicher folgen gebannt seinem Rhythmus. Plötzlich setzt der kleine Wicht zum Sprung an, und schon sieht man ihn auf dem grossen Kronleuchter auf und ab wippen, dass der Staub fliegt und die elektrischen Kerzen flackern. Dazu lacht er, lacht aus vollem Halse, und sämtliche Metall- und Holzbläser stimmen ein in dieses Gelächter, dass es manchmal wie ein Scheppern, Gurgeln und Wiedern tönt. Doch da wird Pulcinella wieder manierlicher, steht auf einmal vor der bepelzten Dame auf dem Balkon und fordert sie mit einer zierlichen Verbeugung zur Gavotte auf; da hält's auch den hageren jungen Lehrer vom Lande nicht mehr, er stürzt sich in den Saal und lädt die musikalisch hochkultivierte Magistratsgattin zum Tanz ein. Auch andere Personen versammeln sich jetzt zum Menuett. Der silberhaarige Maestro auf dem Podium weiss zwar sehr wohl, dass dieser Pulcinella, der die Tänze anführt, eigentlich nur ein verkleideter Fasnächtler aus unserem Jahrhundert ist, der mit dem Publikum seine Spässe treibt. Seine zierlichen Schritte hat er bei dem alten Perugesi gelernt, dem er jetzt gerade eine lange Nase dreht. Aber was tut's? Gönnen wir ihm doch den Scherz und seine Purzelbäume durch die Jahrhunderte. Da legt plötzlich der Maestro mit dem Silberhaar sein Stöckchen lächelnd hin und verbeugt sich.

Der Spuk ist vorbei. Ich reibe mir die Augen aus. Von Pulcinella keine Spur. Das Publikum sitzt ruhig da. Die Fasnacht hat nicht stattgefunden. Ueberhaupt ist man hergekommen, um ernsthafte Musik zu hören. Zum Glück ist nun Beethoven an der Reihe.

Nina

Wenn Eva Renate der Kragen platzt

(Nebelsalter Nr. 2)

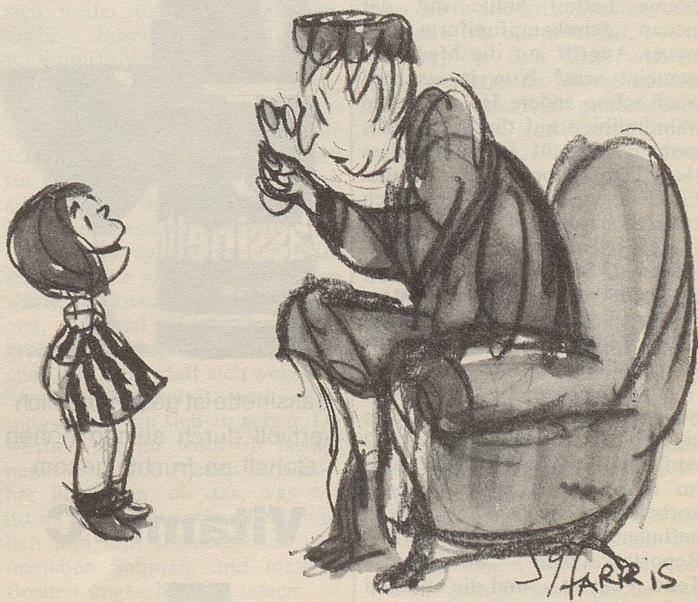
Auch ich «war einmal in dem Alter», dass ich wegen der TV-Spots wütend wurde. Ich fragte mich z. B., ob Bodenreinigungsmittel mehr wirken, wenn man sie zuerst neben schöne Frauenbeine stellt und nachher auf Busenhöhe hält. Doch heute ärgert mich das Mami, das auch dann noch zuckersüß lächelt dank der Hautcreme..., wenn drei Kinder auf ihm herumgumpen, ebenso wie die Meister-Propst-Anhängerinnen.

Eva Renate glaubt aber zu Unrecht, dass sich die Frauenrechtslerinnen über das einfältige Bild der Frau in der Reklame keine Gedanken machen. Erst kürzlich hat der Zentralvorstand des Schweizer Verbandes für Frauenrechte an seine Sektionen die Empfehlung herausgegeben, über das Bild der Frau in der Fernsehwerbung eine Veranstaltung durchzuführen. Aber gleichzeitig wurden sowohl im Zentralvorstand wie im Vorstand der Berner Sektion Stimmen laut, die Zweifel an der Wirkung einer solchen Veranstaltung anmeldeten. Auch ich gehörte dazu. Ich versuchte nämlich, mit dem Kopf

der Werbeleute zu denken. «Was wollen diese mit ihren Filmen erreichen?» fragte ich mich. «Möchten sie um alles in der Welt das Bild der Frau als dumm, putzsüchtig und verliebt in ihre Bettwäsche darstellen, oder versuchen sie auf die wirksamste Weise, den Umsatz ihrer Firma zu fördern?» Das Bild fremder Frauen – die Angetraute brauchen sie ja nicht unbedingt mittels eines Filmes anzusprechen – ist ihnen wohl Nebensache. Wenn diese nur TV-Spots schauen und dann kaufen, kaufen, kaufen. Und die Frauen scheinen wirklich zu kaufen, wenn das Babymueti mit feinem Stimmchen seine Haare gern jeden Tag wäscht. Sonst würde doch die Art der Werbung wegen fehlender Wirkung geändert.

Darum ärgere ich mich nicht mehr über die Reklame, sondern über die Leute, die sich von glänzenden Plättli, spiegelnden Böden und kaffeeschlürfenden Untermietern beeindrucken lassen und die Werbeleute mit Riesenkaufen der angepriesenen Produkte für ihre arrogante Einstellung den Frauen gegenüber belohnen.

Konkretes Beispiel gefällig? Bitte: Ich fragte einen Bodenleger, wie der Plasticboden zu



«... und später möchte ich einmal Nackttänzerin werden!»

behandeln sei. Antwort: «Wischen, waschen mit Seifenwasser, fertig.» – «Fertig?» – «Ja, fertig. Brauchen Sie nur kein im Fernsehen gezeigtes Produkt. Diese ziehen während des Trocknens Staub an. Diese Staub-schicht schiebt man bei der nächsten Behandlung an den Rand. Mit der Zeit entsteht dort ein richtiger Dreckstreifen, den Sie nur mit Mühe wegkratzen können.» Gehört, getan. Mein Plasticboden glänzt zwar nicht, aber er ist sauber und es rutscht niemand darauf aus. Und Spiegel haben wir sowieso lieber an den Wänden. Eine Hausgenossin reibt und poliert mit einem Wundermittel und schimpft dazu, weil einige Flecken unter der glänzenden Schicht haften bleiben. Gutmeindin gebe ich ihr den fachmännischen Rat weiter. Ergebnis: Nun erhalte ich ihre abgelegten Kleider, weil ich so ein Armes bin und nicht einmal richtige Putzmittel kaufen kann. Und nun ist bei der Kleidersammlung mein Sack immer so plitsch-platsch voll. Jenny

«Modische Olympia»

Es hat mich das letzte Mal muff gemacht und es macht mich auch diesmal wieder muff – das modische Getue an der Olympiade. Damals, vor zwei Jahren, war es der Sherlock-Holmes-Look, diesmal ist es eine Mischung aus argentinischem Cowboy und spanischem Grande. Den Detektiv konnte ich noch verdauen, es war tatsächlich schwierig herauszutüfteln, warum die Schweizer in St. Moritz allgemein so schlecht abschnitten, aber musste man denn unbedingt nach Argentinien, um es herauszufinden? (Wo man doch ganz einfach Wachs-tums-Probleme hatte!) Sollte mit der neuen Stierkampfuniform ein neuer Angriff auf die Medaillen gemeint sein? Nun ja, es sind auch schon andere Helden gegen Windmühlen auf die Piste gezogen. Es stimmt ja schon, dass der Ten-Gallon-Stetson einiges Gold fassen würde, aber «zersch muesch häsch»; wenn nicht, hat ja jeder Teilnehmer einen reinseidigen Schal, um irgend jemandem daraus einen gutgewachsten Strick zu drehen. Sherlock Holmes hätte seine helle Freude daran.

Ich frage mich, wo unsere Ski-Asse diese Ausgeh-Uniform eigentlich zu tragen gedenken? Auf der Piste fahren sie hauteng im «Skin-Look» an den Toren vorbei, und nach dem Rennen befinden sich die Sieger in den Reporterkabinen – wofür jedes Tenü recht ist –, und die anderen sind beim Masseur oder im Krankenhaus. Da nützt auch das ele-

ganteste Kostüm nichts mehr, denn die Medien bevorzugen alle- weil noch einen Pin-up look im halbbekleideten Collombin-Stil, oh! là-là!

Eines hat man bei all der Maskerade – sollte das Ganze vielleicht ein verkleideter Fas-nachtsscherz sein? – vergessen: die Schuhe. Sonst ein nicht zu unterschätzendes Accessoire des gutgekleideten Pistenpusters, wurde er ausgerechnet im Ausgehen unbemerkt, wie gewisse Ein-wände vom Naturschutzverband. Warum? Will man etwa, nur weil die Bretter die Welt bedeuten, nicht guten Fusses sein? Oder hat gar das böse EMD die Schuh-importe gestoppt? Es kann ja sein, dass man sich die teuren Schweizer Fabrikate nur zum Ausgehen nicht leisten kann, aber wer redet denn überhaupt vom Geld? Notabene: ich kenne einen lieben, alten Tessiner, ganz hinten im Maggiatal, der stellt jeden Winter eine ganze Menge wunderschöner Zoccoli her – aber, lassen wir das.

Kurz und gut: das ganze mode-sche Getue um die Olympiade schneit mich an, und deshalb habe ich einen anderen, besseren und erst noch billigeren Vor-schlag. Ich bin dafür, dass jeder Teilnehmer eine grosse, gut lesbare Tafel mit seinem Namen

herumträgt. Erstens wäre dies ganz im Sinn der schweizerischen Vorliebe für Täfeli aller Arten, zweitens würden eventuell zur selben Zeit stattfindende Protest-aktionen nicht so auffallen, und schliesslich müsste keiner Detek-tiv sein, um herauszufinden, wel-cher der Russi ist. Meinetwegen könnte man irgendwo auf der Tafel ein winziges Schweizer Kreuz anbringen, sofern dies nicht schon als Reklame gälte. In den Uniformen, auf und neben der Piste, wird es ohnehin schwer sein, die Nationalsieger zu erkennen. Dem Verlierer allerdings ist jedes Versteck recht, und «blöd ausschaun tut er eh! Omalie

Berghäuser unaufschreibbar. Auf der Loipe kindliches Entsetzen darüber, dass man nur durch eigene Kraft vorwärts kommt. Pro-test, Gezeter. Die Kindeskinder sollen einmal vor solch schrecklichen Strapazen verschont blei-ben.

Dann plötzlich, nach erreichen-tem Ziel, Einswerden mit der Natur, Begeisterung für die von der Abendsonne vergoldeten Schneeberge – «Mami das söt-tisch jetzt aber photographiere», Freude über die Leistung – man hat sich selbst überboten, wird wieder selbstsicherer Cowboy. Auch motivierte Kinderseelen können nur ihrem eigenen Naturgesetz folgen. Das erhebende Ge-fühl, die eigene Limite gespürt zu haben, hält sich und trägt über Tage hinaus . . .

Beglückend, wie rückblickend nur das Schöne bleibt, die Erinnerung an das gemeinsam ver-lebte, die lohnende Anstrengung.

Hätte sich Mami nicht hinge-setzt, um einmal Inventar zu machen . . . der Wind hätte die tau-send kleinen Widerlichkeiten schon längst davongewehrt Susi

Winterfreuden

Ich kenne kaum andere Freuden, die mit solch enormem Auf-wand betrieben werden, wie jene des Wintersports. Welche Hoch und Tief die schweisstriefende, packende Mutter durchläuft, bis die sportliche Kleinfamilie start-klar ist, können Nichtmütter nie-mals erahnen.

Wie sollte man sich – um beim ersten Handgriff zu beginnen – zum Beispiel noch an die letz-tjährigen Tücken der Skigestell-montage erinnern? Bis es einem einfällt, hat das sauber gewachste Autodach bereits seine ersten Kratzer abbekommen. Skischuhe passen im zweitletzten Moment nicht mehr, Schnürsenkel und Skiriemen haben sich innert Jah-resfrist zu nichts aufgelöst. Im letzten Moment sollten die – ach so günstig neuerstandenen Skischuhe an die alten Skier angepasst werden, deren Bindung eine weitere Ausdehnung nun al-lerdings auch nicht mehr ertra-gen. Skier werden ausgeborgt, angepasst, und nun fehlt nur noch Mamis zweiter Abfahrtsstock. Skibrillen? Tatsächlich, die müs-sen auch irgendwo sein.

Alles wird doch noch:

Langlaufskier, Abfahrtsskier, Langlaufstöcke, Abfahrtsstöcke, Skischuhe, Langlaufskischuhe, Aprässkischuhe, Badeausrüstung für das Gemeinschaftshallenbad in der Ferien-Ueberbauung. Echtes Vergnügen oder blosses Sta-tussymbol?

Befriedigt blickt der Vater in den fertig gepackten Kofferraum, hilft mit einem letzten Druck der Ladung nach, erwisch dabei das Ventil des geladenen Rahmbläsers (Sonntagsdessert) . . . Pull-over mit Schlagrahm, Windjacken Chantilly.

Am Tatort regressieren wilde Cowboys zu Kleinkindern, die keine Schuhe mehr binden, ihr Bläseli keine 5 Minuten länger beherrschen können. Man friert lautstark, jedermann erfährt, dass die linke Zehe schmerzt, Hunger und Durst sind beim Anblick des

Das Ewig-Männliche

Jetzt darf ich es schreiben, denn das Jahr der Frau ist vorbei. Die Begebinheit, die mir zugeflüstert wurde, ist eigentlich nett und harmlos, aber so «typisch Mann», dass ich es nicht wagte, sie 1975 preiszugeben. Ich hoffe nur, kei-nen Repressalien feministischer Kreise à la Women's Lib ausge-setzt zu werden.

In meinem Betrieb, der unter Rezessionserscheinungen leidet,

echo

Eine Leistung, die Ihnen nur Hotelplan bietet: abwechslungsreiche, typische, romantische, verträumte Ferientage von Oktober bis März im gesunden Klima der

Sonnenveranda Tessin

1 Woche Lugano ab Fr. 95.–

1 Woche Locarno/Ascona ab Fr. 150.–

inklusive:

7 Tage Zimmer mit Frühstück bzw. Halb- oder Vollpension, Bedienungs-gelder und Kurtaxen, Gepäck-versicherung, Bahnbillet 2. Klasse, Fahrt vom Bahnhof zum Hotel und zurück sowie eine Reihe von Exkursions-Gutscheinen usw.

Beratung, Prospekt, Anmeldung:

Hotelplan

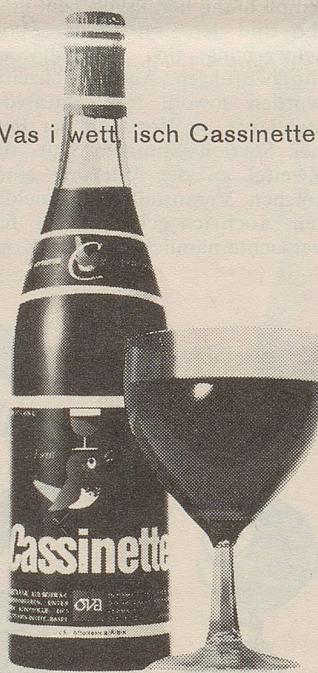
... alle Ferien: Ihre besonders

Hotelplan-Büros in: Aarau, 064 / 24 66 46, Allschwil, 061 / 63 54 54, Baden, 056 / 22 25 63, Basel, 061 / 23 77 11, Bern, 031 / 22 78 24, Biel, 032 / 23 13 51, Chur, 081 / 22 72 22, Luzern, 041 / 23 75 45, Schön-bühl, 031 / 85 22 61, Spreitenbach, 056 / 71 57 30, St. Gallen, 071 / 22 61 61, St. Mar-grethen, 071 / 71 37 37, Thun, 033 / 23 50 21, Glattzentrum bei Wallisellen, 01 / 830 39 31, Winterthur, 052 / 23 66 34, Zürich, Seidengasse 13, b. Löwenplatz, 01 / 27 06 50, Zürich, Talacker 30, 01 / 27 14 50, Zürich, Badenerstrasse 112, 01 / 39 36 36, Zürich, Shop-Ville, Bahnhof-passage 26, 01 / 27 13 30.

In Deutschland:

D-78 Freiburg i. Br., «Schwarzwald-City», 761 / 316 27

Was i' wett isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **OVA**-Produkt

mussten mehrere Mitarbeiter, darunter auch einige Damen, entlassen werden. Nach welchen Gesichtspunkten die Kündigungen vorgenommen wurden, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls wurden nicht alle Männer, die mit den entlassenen Angestellten in Kontakt kamen, vorsorglich benachrichtigt. Sonst wäre es nicht passiert, dass ein Direktor den Personalchef rügte: «Däre hetti me nid sotte könde, die het sone scheen Fuudi gha.»

Immerhin ist es tröstlich zu denken, dass die betroffene Dame rasch wieder einen Posten findet, was ihr aufgrund der augenfälligen Qualifikation nicht schwerfallen dürfte. Aber was wird aus Frauen reiferen Alters, deren scheen Fuudi passé ist?

Jaqueline

Der Zweithund

Erst nach der Lektüre einer Artikelserie über das Thema, wie man ein ausgewachsener Egoist wird, habe ich mich trotz Rezession entschliessen können, die nachfolgende Geschichte zu erzählen.

Freunde von uns kauften sich einen Zweitwagen; gute Bekannte gar eine Zweitwohnung, und daraufhin beschloss unser Familienrat, dass auch wir uns etwas «Zweites» anschaffen sollten, um mitreden zu können. Aber was? Guter Rat war teuer, doch da kam uns der Zufall zu Hilfe. Wir hörten von einer Familie, die einen jungen Jagdhund besass, den sie auf dringenden ärztlichen Rat wieder weggeben sollte, da bei der Besitzerin eine außergewöhnlich starke Allergie gegen Hundehaare festgestellt worden war. Und nun suchten diese Leute verzweifelt einen Platz, der gut genug war, um die Hundedame oder vielmehr noch die Mami selbst zufriedenzustellen. Wer je einen Hund besass und liebte, kann sich vorstellen, wie schwer dies sein muss. Wir hörten davon, sahen uns das Tier an, und unser aller Herzen schmolzen ob der traurigen Geschichte und den noch traurigeren Augen des Hundes. Allen voran die Kinder waren Feuer und Flamme, den jungen Jagdhund zu uns zu nehmen, obwohl wir bereits Besitzer einer Dackeldame sind. Eine Gespielin für unsere Stina, wie wäre das schön!

Gesagt, getan. Die Hündin mit dem exquisiten Namen Olivia hielt bei uns Einzug, und ganz plötzlich besassen wir, was wir gesucht hatten: den Zweithund. Und er erfüllte ab sofort alle Bedingungen einer Zweit-Errungenschaft: er bringt viel Freude und Abwechslung in unser Leben; stolz wird er allen Besuchern vorgeführt und hie und da von einigen sogar mit Neid



«... und ermüde dich heute nicht zu sehr, Liebster!»

betrachtet; und man kann so vieles erzählen. Mehr noch: er ist außerordentlich gesund, weil er ja trotz Garten doch einmal täglich spazierengehen möchte. Und wer da glaubt, er müsse sich wegen der Strassenverschmutzung von gleich zwei Vierbeinern beschweren, zieht den kürzeren, denn wir haben die Hunde dazu gebracht, ihre «Geschäfte» in unserem eingezäunten Garten zu erledigen. Einer von uns macht jeden Tag mit Plasticsack und Schaufel die Runde (meist ist es das Mami!), und somit ist auch der Hygiene Genüge getan. Und noch heute – nach mehr als zwei Jahren – sind wir allesamt begeistert von unserem Zweithund. *Leni*

Von der Rezession noch nichts gespürt ...

hat wohl jener Wirt, der kürzlich sieben Krankenschwestern, die sich zu einem jährlichen, gemeinsamen Mittagessen und anschließendem Höck in einem guten Restaurant in Aarau trafen, etwas kurios behandelte; denn um viertel nach 2 Uhr, nachdem die Schwestern ein nicht billiges Mittagessen gegessen hatten, kam die Servier Tochter und eröffnete, sie möchten jetzt gehen, man werde das Lokal schliessen zur Nachmittagspause.

Oft hat man schon den Eindruck, unsere Gastwirte sähen es am liebsten, die Gäste würden zu Hause bleiben und ihnen nur das Geld schicken.

Oder wurden die Schwestern

vielleicht weggeschickt, weil sie weniger trinkfreudig sind als männliche Kundschaft? Ich kann mir nicht vorstellen, dass man sich so etwas einer Herregesellschaft gegenüber erlaubt hätte.

Hege

Die neue Schreibmaschine

Da steht sie auf dem Tisch, neu, glänzend, vielversprechend – jeden Text annehmend, seien es Rechnungen, Betreibungsschreiben, Liebesbriefe, schale Routine-Texte oder hohe Literatur. Alles, was zwei, drei oder gar zehn Finger in sie hineintippen, gibt sie neutral wieder. Sie empört sich weder über Gemeinheiten, grobe Beschimpfungen oder schlimmste Verleumdungen, noch belacht sie erfreuliche Briefe, hübsche Gedichte oder herzerquickende Geschichten. Sie schreibt, das ist ihre Pflicht, und tut sie das nicht mehr, wirft man sie weg oder lässt sie, wenn noch Hoffnung besteht, reparieren.

Wie viel sympathischer wäre sie, wenn sie sperren und bocken würde bei kitschigen Liebesromancen, jedesmal läutete, wenn ein grober Stilfehler sich einschleichen will, und glatt sich weigerte, Sensationshascherei und Zeitungsenten von sich zu geben. Da würden wir ihr wohl oft besonnener zu Leibe rücken, uns vorher überlegen, ob das, was wir ihr da wieder vorsetzen, bekommlich und schreibenswert ist, und manchen Schmalz und manche Bosheit ungeschrieben lassen.

Aber sie kann eine liebe, verständnisvolle Freundin werden,

die Freud und Leid mitmacht, nicht kichert, wenn man heute widerruft, was man gestern predigte, und die versteht, dass man sie mit aufgeregten, zitternden Fingern bearbeitet, wenn man sich Unrecht oder Kummer vom Herzen schreibt. Wenn schon lange keiner mehr zuhören will, es vielleicht 2 Uhr oder gar 5 Uhr morgens ist, sie harrt getreulich der Buchstaben und Worte, die einer loswerden will, gähnt nicht, gibt keine bösen Antworten und verlangt weder Essen noch Trinken. Alle Jahre einmal ein bisschen Oel schätzt sie, und ein klein bisschen von Typex und Farbbandschwärze gereinigt würde sie auch ganz gerne. Das ist doch sehr bescheiden. Dann tut sie wieder getreulich ihre Dienste.

Aber eine eigenartige Macht hat sie schon. Man spanne ein weisses Blatt ein und schaue, was nun passiert. Schon setzen sich die Finger in Bewegung, und auf dem Papier tut sich etwas. Was man dem Vorgesetzten nicht zu sagen wagt, was einem am Vater, Bruder, der Nachbarin oder der Freundin nicht passt, es nimmt Gestalt an und lässt sich niederschreiben, ohne jemandem wehzutun, weil keine Widerrede erfolgt. Man schreibt sich alles von der Seele und siehe da, keiner widerspricht, und am Ende findet man alles nur noch halb so schlimm. Man nimmt das Geschreibsel aus der Maschine, wirft es in den Papierkorb und fühlt sich viel besser. Man hat es «denen» einmal gesagt. Aber sie haben es nicht gehört und sind deshalb nicht böse darüber. Und der Papierkorb ist ebenso friedliebend wie die Schreibmaschine, er schluckt und schweigt.

Seien wir ihr also doch dankbar, unserer «seelenlosen» Maschine, und freuen wir uns auf alles Liebenswerte, das wir mit ihrer Hilfe andern schreiben, und besinnen wir uns zweimal, bevor wir ihr, die sich nicht wehren kann, verletzende Worte vorsetzen, die, einmal geschrieben, nicht mehr zurückgenommen werden können.

Sina

Im Café

Zwei mitteljunge Frauen plauderten miteinander:

«Myn Ma und ich händ uf dWienacht es Abonnemang für e tütschi Illuschttrierte übercho. Da sind dänn wirkli immer so interessanti Begäbeheite über prominänti Lüt drin gschilderset, wo me suscht gar nie würd erfahre. Händ Sie au e sone tütschi Illuschttrierte abonniert?»

«Chönd Sie tänke! S Gäld würd mi röie für sone Chäs. Ich lise si amigs bym Coifför, woni jedi Wuche zum d Haar wäsche und legge higange.»

Also doch!

Irene